Moderne Technik im Altertum.

Es scheint wirklich nichts Neues unter der Sonne zu geben, und wenn wir uns auch noch so viel auf die Fortschritte unserer Technik einbilden, so leiten wir das Recht dazu in der Hauptsache mehr aus unserem Selbstbewußtsein als aus der Kenntnis der antiken Technik und ihrer Leistungen ab. Freilich ist diese Kenntnis in weiteren Kreisen wohl nicht allzu sehr verbreitet.

Die Techniker der Alten bauten die merkwürdigsten Maschinen, wie z. B. solche zum Kneten des Brotteiges; es gab aber auch Flugapparate und Feuerspritzen. Die Schläuche für die Feuerspritzen waren allerdings noch nicht mit Gummi imprägniert, sie bestanden aus den Därmen der Ochsen. Rom hatte eine wohlorganisierte Feuerwehr mit einer besonderen „Spritzenmannschaft“. Auch auf die Elektrizität sind wir sehr stolz. Nun freilich, Überlandzentralen baute man damals noch nicht, aber man hatte schon Blitzableiter, wie sich aus einer ganzen Anzahl von Merkmalen schließen läßt. Man ersetzt jetzt fehlende Augen durch Glasaugen. Kunstaugen kannte man aber auch schon bei den alten Ägyptern, und was soll man nun erst zur Glastechnik der alten Römer sagen! Sogar die Edelsteine fälschte man damals schon durch gefärbte Gläser von starkem Lichtbrechungsvermögen. Außerdem gab es aber noch andere hübsche Dinge aus Glas, wie z. B. Schusterkugeln, und, was wir doch gewiß als eine Errungenschaft der neuen Zeit zu betrachten pflegen, das Monokel!

Und wie merkwürdig ausgestaltet waren die Dinge des täglichen Lebens! Sogar der Rohrstuhl, auf dem man Siesta hielt, und die Vorrichtungen, mit denen man den Wein abzog, waren schon bekannt. Die Verfahren der Heizung zeichneten sich durch kaum geringere Vielseitigkeit als heutzutage aus, und gar mannigfach waren die Systeme der Zentralheizung, über die man verfügte. Staunenerregend sind die hygienischen und sanitären Einrichtungen, ja, sogar öffentliche Aborte mit Wasserspülung standen zur Verfügung. Merkwürdig modern berührt die Ausstattung der Straßen, der städtischen sowohl wie der Landstraßen, und im Hause hatte man so manche Bequemlichkeit, die uns heute noch als vorbildlich erscheinen kann. Die Theater führten Ausstattungsstücke auf und hatten Maschinerien, die nicht nur die Entfaltung besonderer Effekte begünstigten, sondern es auch ermöglichten, die ganze Szene unter Wasser zu setzen, um Seeschlachten und vielleicht auch Wasserpantomimen aufzuführen. Eine Theaterchronik von höchster Vollendung enthüllt sich unseren Blicken.

Und dabei birgt diese so hoch entwickelte Technik noch eine Fülle von Rätseln. Wir können uns keine Vorstellung davon machen, wie man Riesensteine, ja ganze aus einem einzigen Stein bestehende Riesengewölbe von 11 Metern Durchmesser fortbewegte, wie man sie sogar über das Meer schaffte und dann auf die Gebäude aufsetzte. Wir wissen nicht, wie man manche kühne Brücken, deren Herstellung heute noch der Technik Schwierigkeiten bereiten würde, erbaut hat.

Ärztlicher Ratgeber

Obst und Zähne. Es verdient darauf hingewiesen zu werden, daß wir unseren Zähnen keine größere Wohltat bezeugen können, als wenn wir möglichst viel und möglichst regelmäßig Obst essen. Die Erfahrung hat zur Genüge erwiesen, daß die Südländer, die in der Hauptsache von Obst und Früchten leben, überwiegend vorzügliche Zähne haben, und daß Zahnstein, Fäule, Hohlwerden der Zähne und andere Zahnerkrankungen, von denen die Menschen im Norden so arg geplagt werden, dort unbekannte Dinge sind. Diese Erfahrung wird durch die Wahrnehmung bestätigt, daß auch bei uns zulande Vegetarier zumeist ein prächtiges, in schimmernder Weiße glänzendes Gebiß haben. Das ist weniger auf das Essen von Gemüse als auf den Obstgenuß zurückzuführen, der ja bei den Vegetariern eine große Rolle spielt. Die Zuträglichkeit des Obstes für die Zähne beruht auf der Fülle der im Obst enthaltenen natürlichen Fruchtsäure, die die reifende Sonne in der Frucht erzeugt. Beim Kauen und durch die Berührung mit dem Speichel wird diese Fruchtsäure frei und gelangt so bis in die verborgensten Spalten der Zähne. Durch dieses Eindringen der Fruchtsäure in die kleinsten Lücken wird eine durchgreifende Reinigung der Zähne von den Fäulniserregern, die den Hauptherd der Zahnerkrankungen bilden, bewirkt, während gleichzeitig das Fleisch der Früchte als eine Art Zahnbürste in Tätigkeit tritt, die durch das Scheuern der Zähne eine mechanische Reinigung bewirkt. Die Fruchtsäure begnügt sich aber nicht mit der fäulniszerstörenden Wirkung, sondern löst auch den Zahnstein und beseitigt damit einen weiteren Herd schmerzhafter Erkrankungen, ohne daß der Schmelz der Zähne durch die radikal wirkende Obstsäure im geringsten angegriffen wird, während die in den Früchten vorhandenen Nährsalze dem Körper die Stoffe zuführen, die für den Aufbau der Zähne von ausschlaggebender Bedeutung sind. In diesem Sinne ist besonders der Apfel zu empfehlen. Auf der Erkenntnis seiner Heilwirkung beruht auch die leider noch nicht genügend verbreitete Gewohnheit, vor dem Schlafengehen ein oder zwei Äpfel zu essen. Wer dieser Gewohnheit huldigt, wird an sich selbst die gesundheitliche Wirkung dieses einfachen diätetischen Mittels erprobt haben. Vor allem empfiehlt sich das Mittel für solche Leute, die beim Erwachen am Morgen über einen pampigen Geschmack im Munde klagen; sie werden sich überzeugen, daß ein oder zwei Äpfel, die man vor dem Zubettgehen ißt, nicht nur diesen Geschmack vertreiben, sondern auch dafür sorgen, daß die Mundhöhle rein und von einem frischen Geschmack erfüllt wird, der zur Genüge beweist, wie gut der am Abend gegessene Apfel seines säubernden Amtes gewaltet hat. Das sollten vor allen Dingen die Mütter bei der Kinderpflege beherzigen; es liegt durchaus im Interesse der Kleinen, daß sie frühzeitig angehalten werden, regelmäßig abends vor dem Schlafengehen ein oder zwei Äpfel zu essen. In der Zeit vor der Apfelreife tut aber auch anderes Obst gute Dienste.

Poesie-Album

Lebensfülle — Liebesfülle.

Stolz mögen wir uns glücklich nennen,
Weil bei des Geistes mildem Schein
Des Lebens Fülle wir erkennen,
Die andre drückt mit dumpfer Pein.

Doch mehr noch glücklich, weil wir sinnig.
Und liebend rings das Leben schau'n —
Und an dem Kleinsten fromm und innig
Mit Kindesinbrunst uns erbau'n.

Kein Bienchen schwimmt auf raschen Wogen,
Dem unser helfend Mitleid fehlt.
Der Käfer, der sich starr geflogen,
Wird neu von unserm Hauch beseelt.

Und daß die duftberauschte Mücke
In ihres Lebens kurzem Tag
So viel von Schicksalsgunst und Tücke
Als du und ich erleiden mag.

Uns wird des Schmetterlings Entfalten
Ein hehr prophetisches Gesicht,
Des Lenzes Hauch ein heilig Walten
Und eines Leuchtwurms Tod Gedicht.

Gottfried Kinkel.

Wissen Sie schon?

Die wichtigste Industrie der Schweiz, die Aufnahme und Versorgung von Vergnügungs- und Erholungsreisenden, brachte vor dem Kriege dem Lande alljährlich über 100 Millionen Mark ein.

*

Die erste Ausfuhr von Baumwolle aus Amerika erfolgte 1785, in welchem Jahre ein Ballen von Charleston nach Liverpool gesendet wurde.

*

Der allerkleinste Vogel der Erde ist eine Art in Mexiko und Mittelamerika heimischer Kolibris. Diese winzigen Tierchen haben oft nur die Größe einer Schmeißfliege.

*

Am Strande von Biarritz wurde durch die heranbrausenden Wogen bei einem Meersturm ein Felsblock viele Meter weit ins Land geschleudert. Im Interesse der Wissenschaft nahm man sich die Mühe, den Felsen zu wiegen und fand, daß er 68 Zenter schwer war.

*

Große Köpfe sind keineswegs immer das Zeichen besonderer geistiger Begabung. Die Griechen, zweifellos doch die intelligentesten der Völker des Altertums, zeichneten sich gerade durch kleine Köpfe aus.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Deklinierrätsel: Laut—e.
Anagramm: Auster, Aster.
Buchstabenrätsel: Parzen, Warzen.
Scharade: Ibis, Imbis, Iltis.

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 13. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(Nachdruck verboten.)

(13. Fortsetzung.)

So verrannen Stunden, bis das Eisen endlich aufgelöst war und Döring die Herren, im Spiele störend, herbeirief, um ihnen einen dunklen Klumpen zu zeigen — die Kohle, die in dem flüssigen und dann erstarrten Eisen unter ungeheurem Druck zu einer ungemein festen Masse zusammengepreßt war.

„Ist das der Diamant?“ fragte Graf Le Claire.

Döring lachte auf.

„Nein, Herr Graf“, antwortete er. „Da müssen Sie noch weiter warten. Jetzt müssen wir wieder den Rückstand zersetzen, und dann . . . vielleicht — —“

„Wie lange wird es dauern?“ fragte Knorr.

„Ich kann es nicht genau sagen“, lautete Dörings Antwort.

„Wir spielen weiter!“ rief Knorr, „vorwärts, meine Herren“, und sie zogen sich wieder in das erste Zimmer zurück.

Und abermals dauerte es Stunden, bis auch der dunkle Klumpen des Rückstandes durch scharfe Säuren allmählich aufgeweicht und zum Zerfall gebracht wurde.

Es war längst dunkel geworden, und die Herren spielten bei dem Licht zweier offenen Gasflammen, das ihnen recht trübe erschien. Die Lampen für das Gasglühlicht waren noch nicht eingerichtet, wie überhaupt noch manches zur endgültigen Einrichtung fehlte.

Dieses dürftige Licht aber wirkte mit der Zeit auf die Spielenden ermüdend, zumal sich auch bei allen ein quälender Hunger eingestellt hatte.

„Ich halte es nicht mehr aus — ich gehe nach Hause!“ rief Graf Le Claire plötzlich, die Karten auf den Tisch werfend.

„Nein, meine Herren, jetzt werden Sie nicht nach Hause gehen“, rief Döring als Entgegnung sofort aus dem Nachbarraum — „jetzt werden Sie noch weiter eine halbe Stunde warten!“

Er hielt ein flaches Glasgefäß in der Hand, in dem mehrere kleine dunkle Körper lagen.

„Ist es schon so weit?“ fragte Strecker.

„Kann man schon Diamanten sehen?“ fragte Knorr.

„Spielen Sie nur ruhig weiter“, antwortete Döring lachend und zog sich in das letzte Zimmer zurück. Hier betrachtete er noch einmal aufmerksam die kleinen, schwarzen Kristalle, die in der Glasschüssel lagen. Sein Gesicht trug jetzt einen Ausdruck von Spannung, deren Stärke immer mehr wuchs, je länger er die kleinen Körperchen betrachtete. Etwas war da, was ihm ein Rätsel schien, und starr, in tiefes Nachdenken versunken, blieb er einige Minuten reglos stehen.

Da aber raffte er sich mit einem Male auf. Er holte eine Flüssigkeit nach der andern aus seinem Chemikalienschrank, mischte, schüttelte die Flüssigkeiten in der Schüssel hin und her, damit sie schneller wirken, dann goß er sie ab und holte kochendes Wasser herbei, das er in das Gefäß fließen ließ, und nachdem er auch dieses weggeschüttet hatte, kam wieder eine Säure, in der die geheimnisvollen Körper gewaschen wurden.

Und nun war es, als sei er wieder zu einer starren Säule verwandelt. Nur seine Augen lebten, funkelten, brannten, als wollten sie sich in die Kristallkörper hineinbohren und ihre innerste Form sehen.

Da, mit einem Ruck kam Bewegung in ihn. Er goß rasch die letzten Säuren ab, und die Kristalle lagen trocken auf dem Glase, ganz anders aussehend, als sie bisher erschienen waren.

„Holla!“ rief er, „hereinspaziert, meine Herren! Die Bescherung ist da!“

„Gott sei Dank!“ hörte man Sponholz mit matter Stimme sagen.

Sie eilten herbei voller Neugierde, mit plötzlich erwachender Frische in den Nerven. Da stand Döring am Arbeitstisch und wies auf die Glasschüssel hin, auf der, von elektrischem Licht prall beleuchtet, kleine, hellglitzernde und auch dunkle Stückchen lagen.

„Nun also“, rief Strecker, „das sind ja wahrhaftig kleine Diamanten . . . und noch größere dazu!“

Voller Erstaunen, wie etwas, das sie nie und nimmer erwartet hätten, betrachteten alle die kleinen Steinchen. Die meisten waren schwarz, einige aber, ganz kleine Stückchen, glitzerten und blitzten im Lichte mit starkem, funkelnden Glanz. Alle aber wurden weit übertroffen von einem einzigen größeren Stück, das anders, als die übrigen geformt, aussah, als wäre es von einem Diamantenschleifer schon angeschliffen worden.

„Wunderbar! Merkwürdig! Großartig!“ tönte es jetzt durcheinander in entzücktem Ton.

Man vergaß völlig allen Hunger und alle Müdigkeit. Wieder und wieder staunten die Herren die Kristalle an, nicht nur die hellen, funkelnden, farblosen, sondern auch die schwarzen, die ja gleichfalls Diamanten waren; man nahm sie zwischen die Finger, ließ sie im Lichte blitzen, lachte, redete allerlei, und alle waren nun froh, daß sie die Vollendung dieses Wunders dennoch abgewartet hatten.

Doch schon nach einer kleinen Weile der Erregung schlich sie wieder die Müdigkeit an. Diesmal war es der lange, stille Herr Sponholz, der den Anfang machte.

„Nun gehe ich aber nach Hause“, sagte er.

„Ich auch — ich auch“, sagten die andern.

Die Herren bedankten sich bei Döring sehr feierlich, drückten ihm nacheinander warm die Hand und verließen miteinander das Laboratorium. Nur Adolf Grunau blieb noch zurück.

„Sehen Sie, Döring“, sagte er, „das war doch vernünftig, daß Sie sich entschlossen haben, den Leuten die Sache vorzuführen. Nun glauben Sie aber auch daran.“

Döring setzte sich auf einen Stuhl und sah stumpf vor sich hin.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Grunau? Ja?“ sagte er matt, „dann, bitte, lassen Sie mich allein; ich bin furchtbar müde.“

Adolf Grunau ging, und im Laboratorium wurde es still, ganz still. Döring saß auf seinem Platz, reglos, den Kopf gesenkt, mit geschlossenen Augen.

Aber er schlief nicht. In seinem Kopf wogten die Gedanken, jagten wild durcheinander in heißem Streit, bis sie sich allmählich austobten und plötzlich eine neue siegende Idee in seinem Hirn emportauchte.

Er sprang vom Sitz auf und schritt eine Weile durch die Räume hin und her, dann ging er entschlossen auf einen Schrank zu, dessen zahlreiche Schubladen mit allerlei Materialien gefüllt waren, zog eine Lade auf und holte ein Bruchstück einer steinartigen Masse hervor, die im Licht eine grünliche Farbe hatte. Dieses Stück drehte er hin und her, sah es erst aufmerksam, dann zerstreut an, ließ unwillkürlich die Hand sinken und verfiel wieder in Nachdenken.

Und plötzlich straffte er sich zu seiner vollen Höhe auf. „Es muß gehen!" rief er sich selbst zu.

Er legte die Masse wieder in die Lade, drehte das Licht ab und verließ rasch den dunklen Raum.

Fünfzehntes Kapitel.

In der guten Stube der Frau Erna Hartmann sah es sehr feierlich aus. Es war der für Sonntag angekündigte Kaffeenachmittag, zu dem Erich Hofer geladen war.

Aber schon der erste Blick, den ein Eintretender in das Zimmer werfen mochte, verriet, daß die Vorbereitungen, die Frau Hartmann getroffen, ziemlich stark über einen bloßen harmlosen Nachmittagskaffee hinausgingen.

Da stand in der Mitte des großen Zimmers, das noch etwas altväterlich mit einem gewaltigen dunkelgrünen Sofa, dunkelgrün gepolsterten Stühlen, Kommode und Geldschrank eingerichtet war, ein großer, langer, mit schneeweißem Tuch gedeckter Ausziehtisch, der eine ungeheure Last von Gebäck, Obst und kaltem Aufschnitt trug, als wenn eine größere Versammlung von Menschen gespeist werden müßte. An den Tischrändern sah man allerdings schöne, große Kaffeetassen, neben diesen aber standen auch Weingläser, die sich in einer ganzen Batterie von Weinflaschen spiegelten, die die Mitte des Tisches einnahmen. Und sicherlich in der Vorsorge, daß die Vorräte auf dem Tisch den Hunger der Gäste nicht stillen würden, waren in zwei Ecken des Zimmers zwei kleinere Tische aufgestellt, die mit ihren Schüsseln und Tabletts kalte Büfette für eine größere Gesellschaft bildeten.

Erich Hofer war eigentümlich berührt, als er in das Zimmer trat und diese reichen Vorbereitungen wahrnahm. Aber er sah auch, daß er sich in einer Gesellschaft befand, die größer war, als er vermutet hatte. Außer dem Ehepaar Kiesewetter befand sich da noch ein Ehepaar, das als Herr und Frau Kunze vorgestellt wurde, ferner ein älterer schmächtiger Herr mit grauem Haar und grauem Schnurrbart, den Frau Hartmann familiär „Onkel Jordan" nannte.

Daß dieser ältere Herr Jordan hieß, erfuhr Hofer freilich nicht sogleich. Denn nachdem er von Frau Hartmann wie ein alter Bekannter begrüßt worden war, trat der alte Herr auf ihn zu, streckte ihm die Hand entgegen, drückte die seinige sehr herzlich und sagte in feierlichem Tone:

„Ich heiße Sie willkommen im Hause meiner Nichte!"

Und ehe Hofer in seiner Bestürzung etwas antworten konnte, sagte Frau Hartmann:

„Das ist nämlich mein Onkel Jordan."

Unterdessen hatte sich Hofer dem noch unbekannten Ehepaar dieser Gruppe genähert, worauf Frau Hartmann in etwas eigentümlicher Weise die Vorstellung vollzog, indem sie sagte:

„Das ist unser Herr Hofer."

Später erst erfuhr Hofer, daß er dem Ehepaar Kunze vorgestellt worden war.

Nun setzte man sich zu Tisch. Aus riesigen Kaffee- und einem halben Dutzend Sahnenkannen ergoß sich der Inhalt in die Tassen und wurde immer und immer wieder nachgefüllt, als sei es notwendig, daß die Gäste sich doch einmal recht gründlich in Kaffee sattrinken möchten. Und sie mußten sich auch mit Gebäck, mit Aufschnitt, mit Obst sattessen, wie Verhungerte, die nach langer Entbehrung aus vollem, guten Herzen gespeist werden.

Onkel Jordan aber saß an der Spitze der Tafel, in feierliches Schwarz gekleidet, zu seiner Rechten Frau Erna Hartmann in einer meergrünen Seidentoilette, und neben ihr Erich Hofer. Frau Kiesewetter, in einem hübschen grauen Kleid, war seine Nachbarin. Ihm gegenüber saß Frau Kunze, eine Dame in mittleren Jahren, mit einem etwas übervollen Gesicht auf einer übervollen Gestalt in schwarzer, bei jeder Bewegung rauschender Seide, zwischen dem überschlanken, still vor sich hinblickenden Herrn Kunze, und dem wohlbeleibten, rotblonden Uhrmacher Kiesewetter.

Man unterhielt sich über Leute, die Hofer nicht kannte, und über Tagesereignisse, die in der Zeitung standen. Dann plauderten die Damen über den Tisch hinweg von Toiletten, Kleiderstoffen, Hutmoden und Schneiderinnen.

Frau Kiesewetter war im Verhalten und Wesen dieselbe, wie Hofer sie kannte, lebhaft, heiter und natürlich. Frau Kunze hatte über alles eine feste Meinung, die ganz aus ihrem Willen strömte und unerschütterlich schien.

Frau Erna Hartmann aber war heute ganz anders, als an dem Abend, an dem Hofer sie kennen gelernt hatte. Sie schien die Selbständigkeit, die der Berlinerin so eigen ist, vollständig eingebüßt zu haben. Es war, als wenn sie über nichts eine eigene Meinung hätte, als müßte sie, um eine Ansicht auszusprechen, erst die Hilfe und die freundliche Unterstützung Hofers erhalten.

„Wie denken Sie, Herr Hofer?" fragte sie zaghaft. „Wie ist ihre Meinung, lieber Herr Hofer?" klang es schüchtern. „Ich weiß nicht . . . was glauben Sie, Herr Hofer?" wurde er bescheiden gefragt.

Doch er wußte nur in den wenigsten Fällen Antwort, da meist von Dingen gesprochen wurde, deren Details er nicht kannte, oder die ihn bisher nicht interessiert hatten.

Endlich waren die Vorräte in den Kaffeekannen erschöpft. Als Frau Hartmann die Tasse von Frau Kunze wieder einmal nachfüllen wollte, nahmen sie zu ihrem Schrecken wahr, daß keine Kanne mehr etwas hergeben wollte.

Schon hatte sie sich unter entschuldigenden Worten erhoben, um in der Küche neuen Nachguß zu bestellen, als Onkel Jordan sagte:

„Aber Ernachen, warum sollen wir denn immer nur Kaffee trinken? Wir haben ja Wein genug."

Und eine grüne Flasche aus der Mitte des Tisches ergreifend, forderte er die Gäste auf, das gleiche zu tun, und die Gläser vollzuschenken.

„Meine Herrschaften", rief er, „wenn wir später noch Durst haben werden — es ist auch Sekt kalt gestellt."

Hofer, Kiesewetter und die Damen zögerten aber, zum Wein zu greifen. Die Damen hatten keinen Durst mehr, und Kiesewetter und Hofer hatten beide die Empfindung, daß der Nachmittagskaffee nun schon lange genug gedauert habe und nunmehr beendigt werden sollte.

Aber Onkel Jordan duldete diese bescheidene Enthaltsamkeit nicht. Er forderte so dringlich zu „einem Gläschen Wein" auf, daß man nicht mehr ablehnen konnte, wenn man nicht beleidigen wollte.

Die Gläser wurden nun gefüllt, und Onkel Jordan erhob sich und stieß mit jedem einzelnen an. Doch kaum hatte man an dem Glase genippt, als Onkel Jordan unerwartet wieder aufstand, sich vernehmbar räusperte und im Tone eines Redners mit lauter Stimme begann:

„Meine verehrten Herrschaften, meine Damen und Herren! Ich freue mich, Sie im Hause meiner Nichte begrüßen zu können Sie, Herr und Frau Kunze, und Herr und Frau Kiesewetter, sind ja alte, gute Freunde. Aber der heutige Tag ist ein besonderer Tag, denn wir haben die Ehre und das Vergnügen, einen Gast, einen neuen Freund begrüßen zu können. Das ist unser lieber Herr Hofer. Er ist heute zum ersten Male in unserm Kreise, aber wir hoffen, ihn oft, sehr oft bei uns zu haben, als zu uns gehörig, wie es in der Schrift heißt: mein Haus ist dein Haus. Und auf diese Zukunft, meine Damen, und Herren, wollen wir anstoßen, unser lieber Herr Hofer lebe hoch! hoch! hoch!"

Die Gäste hatten sich erhoben und stießen mit den Gläsern an. Das Ehepaar Kunze tat dies mit besonderer Begeisterung. Erich Hofer aber blieb sitzen; das Blut war ihm vor Verlegenheit und peinlicher Überraschung zu Kopfe gestiegen, und erstaunt fragend blickten seine Augen zu Kiesewetter hin, der ein hilflos verlegenes Gesicht machte.

Onkel Jordan schritt aber mit strahlendem Lächeln auf Hofer zu und sagte in treuherzigem Tone:

„Na, Herr Hofer, wollen wir nicht anstoßen?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlittenglocken.

Erzählung von Franz Molnár.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem stattlichen Direktionsgebäude des kleinen Badeortes hielt ein Schlitten. Die Gassen schliefen unter weichen weißen Federbetten, der Verkehr mit der Hauptstadt stockte, die Elektrische war steckengeblieben, und wer nach Budapest gelangen wollte, der mußte sich einen Schlitten verschaffen. Vom Schlitten sprang nun Herr Olaszi, der neue Bade-Inhaber, herab. Dieser junge Mann war hier ganz fremd, man wußte von ihm nur, daß er sehr sicher und selbstbewußt auftrat und auf großem Fuße lebte. Er sprach wenig, war gegen jedermann sehr reserviert, doch seine Manieren waren tadellos und zuvorkommend. Seit Ende Oktober war er ein täglicher Gast im Hause der Witwe Kiß, allerdings nicht wegen dieser, sondern ihrer schönen Tochter Isabella wegen. Die wenigen Beamten und Kaufleute, die auch den Winter in dem kleinen Badeorte zubrachten, waren längst einig darüber, daß der reiche Olaszi in den Netzen Isabellas gefangen war. Das Raunen und Flüstern währte nur kurze Zeit. Nachdem der erste Schnee gefallen war, hatten sich die Gemüter beruhigt und waren zur Tagesordnung übergegangen; ja, die öffentliche Meinung war nicht auf seiten des Professors Sabo, der, ehe der neue Bade-Eigentümer ankam, für den erklärten Bräutigam Isabellas galt, denn man gönnte das hübsche lebenslustige Mädchen eher dem vornehmen und reichen Olaszi, als dem gelehrten „Hungerleider"; diesem blieb kein einziger Freund und Tröster, außer dem Wein, und dem sprach er auch so fleißig zu, daß er oft erst spät nachts zu dem entlegenen Häuschen heimschwankte, das er bewohnte.

Der in einen feine Reisepelz gehüllte Olaszi ging also in das Direktionsgebäude und kehrte einige Minuten später mit Isabella zurück. „Ach, das ist ja ein prächtiger Schlitten!" rief das Mädchen. — „Ich habe ihn aus Pest kommen lassen", erwiderte Olaszi und nahm einen zweiten Pelz vom Schlitten, um ihn um Isabellas Schultern zu legen. Sie lachte, und dieses silberhelle Lachen verschönte ihr ganzes Gesicht: die dunklen Augen, die vollen Lippen, die Wangengrübchen, das Stumpfnäschen und die Perlenzähne; deshalb lachte sie beständig. Olaszi hob sie in den Schlitten und setzte sich an ihre Seite, dem Kutscher zurufend: „Wir fahren nach Pest, die Andrassy- und Stefaniestraße entlang!"

Der Schlitten glitt rasch dahin; bei der nächsten Straßenbiegung fuhren sie an dem Häuschen Professor Sabos vorüber, der eben aus der Tür trat, um zum Mittagessen zu gehen. Er winkte dem Kutscher, zu halten, und rief dem glücklichen Rivalen mit lachendem Galgenhumor zu: „Wenn ich mit einem so schönen Mädchen spazieren fahren würde wie Sie, Herr Olaszi, so würden meine Pferde so große Schlittenglocken haben, daß ihr Geläute wie Orgelklang ertönen würde!"

Olaszi winkte dem Kutscher, weiterzufahren; auf Isabellas Gesicht aber war das Lachen eingefroren.

* * *

Sie flogen die Ofener Landstraße entlang, die Bäume glitzerten wie im Silberschmuck, und es war eine Wonne, im Wintersonnenschein so dahinzufliegen. Auch Isabellas gute Laune war wiedergekehrt, sie steckte ihr Stumpfnäschen aus dem Pelz hervor und hielt das Köpfchen zur Seite geneigt, wie ein Vogel, der aus dem Nest hervorguckt. „Warum so schweigsam?" fragte sie ihren Gefährten, „Sie haben sich doch durch diesen Menschen die Laune nicht verderben lassen?"

„Nicht im geringsten; übrigens war der gute Mann schon in der Mittagsstunde betrunken." Nach diesen Worten erhob er sich, um dem Kutscher etwas zuzuflüstern. Der Schlitten hielt am Museumring vor einem Sattlerladen. „Nur einen Augenblick!" rief Olaszi, sprang vom Schlitten und eilte in den Laden. Eine Weile später kam er mit dem Sattler zurück, und dieser befestigte am Ende der Deichsel eine aus Nickel geformte Leier, deren Saiten aus schimmerndem Draht gefertigt waren; an dieser Leier hingen viele Glocken, die harmonisch zusammengestimmt waren, so daß ein ganzer Akkord ertönte, wenn die Deichsel bewegt wurde. Die Pferde warfen die Köpfe zurück und liefen noch rascher dahin, und die Vorübergehenden blieben stehen, um dem hübschen Glockenspiel zu lauschen. Isabella dankte ihrem Ritter mit einem Lächeln und steckte seine Rechte in ihren Muff, um ihn mit einem warmen Händedruck zu belohnen. Nachdem sie durch die belebtesten Straßen der Hauptstadt gefahren waren, rief Olaszi dem Kutscher zu: „Wir fahren zurück!" Dann neigte er sich zu dem Mädchen hinab: „Haben Sie mich ein wenig lieb, Isabella?" Die dunklen Augen blitzten schelmisch aus dem Pelzkragen hervor, und, den Kopf schüttelnd, antwortete sie leise: „Nein, ein wenig nicht, aber sehr!" Als sie über die Brücke fuhren, wo ein kalter Wind blies, sagte Olaszi: „Wie gut wird uns jetzt ein heißer Tee schmecken!" — „Ja, ich werde Ihnen den Tee bereiten", erwiderte Isabella, „so dunkel und so süß, wie Sie ihn lieben."

Als sie an dem Häuschen Sabos vorbeifuhren, trat dieser, von dem Glockenspiel angelockt, zum Fenster und blickte mit traurigen Augen auf die Schlittenglocken. Tönte hier nicht das Grabgeläute seiner Liebe?

* * *

Als sie, bei Isabellas Wohnhaus angelangt, abstiegen, erwarteten sie zwei Fremde vor dem Tore. Der eine lüftete den Hut und fragte: „Sind Sie Herr Karl Olaszi?" — „Ja, was wünschen Sie von mir?" — „Wir sind beauftragt, Sie zu verhaften", erwiderte der Fremde. Olaszi warf einen erschrockenen Blick auf seine Begleiterin. „Gehen Sie nur voraus, Fräulein Isa", sagte er, „ich werde bald nachkommen; es handelt sich hier um ein Mißverständnis." — „Nein", sagte der andere Detektiv, „es ist durchaus kein Mißverständnis." Olaszi schob das Mädchen sanft zur Tür. „Gehen Sie nur ganz beruhigt hinauf; ich werde gewiß bald wiederkommen." Isabella lief die Treppe hinauf und blickte vom Fenster auf die drei Männer hinunter. „Wessen werde ich beschuldigt?" fragte Olaszi den Detektiv. — „Des Betruges und der Fälschung." Olaszi zuckte die Achseln, aber sein Gesicht war aschfahl geworden. „So fahren wir denn", sagte er, doch blieb er wieder stehen. „Die Glocken müssen abgenommen werden", sagte er zum Kutscher gewandt, denn er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Sabo, jetzt wieder von dem Glockenspiel herbeigerufen, ihn in Begleitung der Polizisten sehen konnte.

Nachdem die Glocken abgenommen waren, rief Olaszi dem Kutscher zu: „Tragen Sie die Glocken zu Frau Kiß in die erste Etage hinauf!" Als dies geschehen war, setzte sich der Schlitten in Bewegung und fuhr zum Gerichtsamt nach Budapest.

Die Nachricht von Olaszis Verhaftung hatte sich bald in dem kleinen Badeorte verbreitet. Die Polizisten hatten sich überall nach der Lebensweise des Beschuldigten erkundigt, und nun wollten es alle schon längst gewußt haben, daß Olaszi ein Hochstapler sein müsse, da er das Geld so leichtsinnig verschwende und sich in ein so geheimnisvolles Dunkel hüllte. Die Witwe Kiß aber lag mit verbundenem Kopfe und vom Weinen geröteten Augen auf dem Sofa. Der Professor Sabo ging indessen, ganz nüchtern geworden, mit raschen elastischen Schritten in die Wohnung Isabellas. Diese kam ihm lächelnd entgegen.

„Nun, sieht man Sie endlich wieder!" rief sie, ihm die Hand zum Kusse reichend. „Hat der Brummbär sich doch entschlossen, seine Höhle zu verlassen?"

Sabo ließ sich gutmütig schelten, als wäre er wirklich der Schuldige gewesen; er war glücklich, wieder in Gnaden aufgenommen zu sein, und freute sich, das angebetete Mädchen so vergnügt und unbefangen zu sehen, als ob es ihm niemals, auch nur mit einem Gedanken, untreu gewesen wäre. Einige Minuten später saßen sie beim Teetisch, und Isabella schenkte dem Professor den Tee so licht, so süß und mit so viel Rum ein, wie er ihn liebte.

Die Mutter Isabellas lag noch immer im Nebenzimmer auf dem Sofa, aber sie weinte nicht mehr, sondern horchte auf die Stimmen der beiden, die durch die dünne Wand drangen. Endlich hörte sie den Professor fragen: „Was sollen denn diese Glocken da bedeuten?" Dann hörte sie das Fenster öffnen, hörte, wie die Schlittenglocken klirrend auf das Straßenpflaster fielen.

Nun hörte sie das Fenster schließen, hörte Isabellas lautes, melodisches Lachen, und sie glaubte, das rosige, runde Gesicht ihrer Tochter, die schelmischen Augen, die weißen Zähne, die hübschen Grübchen zu sehen, das ganze neckische Puppenköpfchen, wie es sich jetzt auf die Schulter des Professors legte und diesem auf die Frage, ob sie ihn nicht ein wenig lieben könne, lachend antwortete: „Nein, nein, ein wenig nicht, aber sehr . . ."